

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 8

Artikel: Lache Konditor
Autor: Hegetschweiler, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



LACHE KONDITOR

Von Emil Hegetschweiler

Mit Spezialaufnahmen für den „Schweizer-Spiegel“

Geschtert hämmer dänn au über Sie gredt, Herr Hegetschwiler», sagte mir kürzlich eine Dame.

« Hoffetli öppis Guets! »

« Ja — mer händ gseit, Sie chömid allweg emal e grossi Beerdigung über. »

Seitdem ich mit meiner Konditorei von der Spiegelgasse nach dem Helmhaus hinuntergezügelt bin, habe ich öfters Gelegenheit, mich mit dem oder jenem Gast über ähnliche nette Angelegenheiten zu unterhalten. Die Leute kennen mich von meinen Rollen im Theater oder als Herr Temperli vom Radio her. Es interessiert sie, wie der « Hegi » in Zivil wohl aussehen möge. In der Regel geht es ohne eine kleine Enttäuschung nicht ab. In den meisten Rollen des Dramatischen Vereins trete ich als alter Herr auf, und

meine Sprache als Temperli im Radio ist auch so, dass man eher auf ein älteres Semester schliessen könnte. Die Besucher sind dann erstaunt, einen so hübschen, wohlgepflegten, jungen Mann vor sich zu sehen, und nicht selten heisst es: « Ich ha denn geschtert au Ihre Vater im Theater gseh spile! »

Viele meiner Gäste glauben, dass ich meine Komikertätigkeit am Theater, am Radio und in der Gesellschaft, alles auch in meinem Geschäft ausübe. Die Herrschaften sind deshalb erstaunt, wenn sie mich nicht als Bajazzo verkleidet in meiner Konditorei herumhüpfen sehen. Meine Angestellten wurden schon oft gefragt: « Bin Eu isch es allweg immer luschtig, will Ihr de Hegi als Chef händ? » Ich glaube nicht, dass sie diese Frage mit einem freudigen Kopfnicken beantworten.



Emil Hegetschweiler

Es ist für mich nicht immer leicht, den richtigen Weg zwischen meinem Beruf als Konditor und meiner Liebhaberei als Dilettantenschauspieler zu finden. Beispiele von Männern aus unserer Stadt haben mir zwar gezeigt, dass es zu keinem guten Ende führt, wenn die Liebhaberei über den eigentlichen Beruf gestellt wird; aber die Versuchung, die eigentliche Erwerbstätigkeit zu vernachlässigen und der Liebhaberei zu opfern, ist sehr gross. Das Publikum stellt an den Dilettanten immer grössere Anforderungen; auch ich selbst möchte mich, oder vielmehr will mich immer mehr in die Kunst der Darstellung vertiefen, sei es nun auf der Bühne, am Mikrophon, bei der Aufnahme von Grammophonplatten oder an Gesellschaftsabenden. Dieses Mehrverlangen und Mehrleistenmüssen geht aber entweder auf Kosten des Berufes oder dann, wie bei mir, auf Kosten der Gesundheit. Wie oft schon habe ich mir und warnenden Freunden gegenüber versprochen, dass ich meine Tätigkeit auf der Bühne einschränken werde — und — aber — es ist so furchtbar schwer, nein oder abzusagen.

Seit 23 Jahren wirke ich beim Dramatischen Verein Zürich mit und habe wohl über 300mal im « Pfauen » und Stadttheater von Zürich, sowie an den Bühnen von St. Gallen, Luzern, Olten, Langenthal, Basel, Bern, Solothurn und Frauenfeld als Dialektdilettantenschauspieler auf der Bühne gestanden. Sicher bin ich an ebenso vielen Vereinsanlässen als Komiker aufgetreten. Wie oft ich am Radio als « Temperli » gesprochen, wie viele Grammophonplatten ich schon « verbrochen », und wie oft ich als « Hansjoggel » bei den Marionettenspielen im Kunstge-

werbemuseum unter Dir. Altherrs Leitung mitgewirkt, weiss ich nicht.

Das Publikum hat mir gegenüber nie und nirgends an Beifall gespart. Auch die Kritik war mir in den weitaus meisten Fällen gnädig und hat wohl oft des Guten zuviel getan, wie wenn z. B. Bierbaum in der « Neuen Zürcher Zeitung » schrieb: « ... dieser junge Mann würde wohl in jedem grössern Variété allabendlich den gleichen donnernden Beifall ernten, wie heute im Kreise des Männerchors Zürich... »

Aber der Erfolg ist mir nie zu Kopf gestiegen, das sieht man mir wohl nicht an: Ich bin von Natur aus bescheiden.

Schweigen ist Gold

Meiner ohnehin stark ausgeprägten Selbstkritik ist zu Hilfe gekommen, dass ich in jenen Rollen den grössten äussern Erfolg hatte, die mich selbst am wenigsten befriedigten. Da war vor allem meine Rolle als Ankenbauer Hefti, in dem Stück « E gfreuti Abrächnig », von Freuler und Jenny. Ich konnte mit dem Stück gar nichts anfangen. Ich bereite mich sonst immer sorgfältig vor. Ich denke mich in meine Rolle ganz hinein und übe dann vor dem Spiegel, stundenlang, bis der Charakter, den ich mir vorstelle, auch äusserlich in meiner Mimik zum Ausdruck kommt. Bei diesem Stück aber hatte ich noch an der Hauptprobe keine Ahnung, wie ich den Charakter des Hefti auffassen sollte. Und selbst bei der Uraufführung fand ich zunächst einfach keinen Boden. Ich bin sonst absolut kein Trinker, aber in diesem Falle hat mir ein Tropfen Alkohol die nötige Bühnenschwere gegeben.

Mit dem Text, wie er im Buche stand, konnte ich gar nichts anfangen; die Redewendungen, die Satzstellungen, der Gedankenaufbau, machten es mir einfach unmöglich, die Rolle zu memorieren. Der Tag der Erstaufführung kam immer näher, dafür schien sich mir der Text immer weiter zu entfernen.

Ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen, als dass ich mir die Handlung des Stückes bestmöglich einprägte und (es war das erstemal in meinem Leben) die ganze Rolle einfach improvisierte. Stichworte, die die Handlung erforderten, wurden mir von den Mitspielenden einfach zugeflüstert. In einer Szene kommt der « Ankenbauer » in eine Stadtkonditorei. Er fühlt sich in dem vornehmen Raume nicht heimisch. Er bestellt schliesslich einen Kaffee, und während das Servierfräulein diesen holen geht, hätte ich einen für mich unmöglichen Monolog führen solien. Ich brachte aber die Worte einfach nicht heraus, so gingen sie mir gegen den Strich. Was sollte ich machen? Ich spielte die Szene absolut stumm. Das Stück « E gfreuti Abrächnig » erlebte 25 Aufführungen allein in Zürich und hatte einen unerhörten Publikumserfolg. Ich hatte auf zwei, höchstens drei Aufführungen gerechnet.

Das grösste innere Erlebnis für mich war die Rolle des Vormund im « Mündel », von E. Sauter. Vor allem fesselte mich die Szene, in der ich das Geld meines Mündels, das ich schon ganz als mein Eigentum betrachtet hatte, herausgeben musste. Die Tragik dieser Situation darzustellen bot mir bis heute die grösste schauspielerische Befriedigung. Aber das « Mündel » hat nur zirka 12 Aufführungen erlebt.

Lache Bajazzo

Die Hauptursache, dass mir meine Erfolge nie in den Kopf gestiegen sind, ist, dass ich immer wieder und auch heute noch sehen muss, dass man mich als etwas ganz anderes nimmt, als ich bin. Man will in mir nur den Lustigmacher sehen. Das bin ich nicht, und das will ich nicht sein. Aber darin liegt wohl die Tragik jedes Komikers, dass man seine Tragik komisch auffasst. Dieser Konflikt wurde für mich schon sehr früh akut.

Nach meinem ersten grossen Erfolg als Solist, den ich mit der Parodie « Othello, oder der Mohr von Venedig » vor einem grossen Publikum in der Tonhalle hatte, bekam mein Vater einen Brief vom Präsidenten des Dramatischen Vereins Zürich, Herrn F. Schweizer-Hartmann: « *Wenn Sie jemals gedenken, Ihren Sohn in einen Verein eintreten zu lassen, so wird es der Dramatische Verein Zürich sein, der für ihn in Betracht kommt.* » Ich war natürlich gern bereit.

Nun war es damals Brauch, dass jeder, der in den Dramatischen Verein eintreten wollte, als Probestück ein Gedicht nach seiner Wahl zu rezitieren hatte. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, um den Leuten zu zeigen, dass ich nicht nur der Lustigmacher sei, für den sie mich hielten, und ich ging also auf die Suche nach einem ernstesten Gedicht. Ich erinnere mich daran noch so genau, wie wenn es heute gewesen wäre: Meine Mama pflegte Gedichte, die ihr gut gefielen, in ein schwarzes Kolliegenheft einzuschreiben. Unter diesen fand ich eines mit dem Titel: « Der Tote zu Ross. » Es handelte von einem Mönch, der einen andern Mönch tötete und sich

nach dem Morde nicht anders zu helfen wusste, als den Toten auf sein eigenes Pferd zu binden und es mit der Peitsche fortzujagen. Das verfluchte Tier kehrte aber immer wieder zurück und verfolgte ihn, den Mörder, bis er schliesslich in begreiflicher Verzweiflung sich selbst in einen Abgrund stürzte. Ausgerechnet dieses Gedicht rezitierte ich an dem Probeabend meiner Aufnahme in den Dramatischen Verein. Mit grossem Pathos und düsterm Gesicht fing ich unter lautloser Stille an. Plötzlich merke ich, dass ein Teil der Zuhörer zu lachen beginnt. Ich verstärke mein Pathos, und mein finsternes Gesicht wird noch finsterer. Aber je stärker ich auftrage, um so heiterer wurde die Zuhörerschaft, bis ich schliesslich in einer Wut das Buch nahm und den Schluss einfach herunterlas. Dann kam die Kritik. Der erste Literarische Vorstand stand auf und sagte verlegen: «Das Gedicht, das Herr Hegetschweiler gewählt hat, ist sehr gut. Sie müssen es nicht übelnehmen, wenn da und dort gelacht wurde. Wir haben eben, da wir Sie alle als lustigen Menschen kennen, immer auf die komische Schlusspointe gewartet — und die ist allerdings nicht eingetroffen.» Diese Begebenheit hat mich damals, obschon oder vielmehr gerade weil die andern recht hatten, unbändig geärgert. Aber ich bin heute noch überzeugt, dass ich gerade ernstesten Rollen gerecht werden könnte.

Die Funter der Erd

Vor vier bis fünf Jahren wollte ich das Theaterspielen und hauptsächlich das Auftreten als Solist endgültig aufgeben. Ich hatte das Gefühl, in meiner Kunst nicht mehr weiterzukommen. Vielleicht

war auch eine gewisse Bequemlichkeit mit schuld, man wird ja mit den Jahren weder jünger noch schlanker. Aber ich bin doch nicht bei meinem Entschluss geblieben.

Mein Theaterblut lässt sich nicht verleugnen. Ich wurde schon oft gefragt, woher es bei mir komme. Vom Grossvater? Der wurde übrigens beinahe so alt, wie ich einst werden will — 97 Jahre, und mit 96 Jahren sang er in guter Stimmung noch sein Lieblingslied: «I bin a bayerischer Bua usw.» Der dazugehörige Jodel blieb ebenfalls nicht aus, und zum Schlusse gab's als Dreingabe noch einen zünftigen Juchzer.

Mein Vater? — Er spielte hie und da mit, wenn der Konditorenverband bei einem seiner Anlässe ein Theaterstück aufführte. Ja, und da erinnere ich mich an noch etwas. Zur Zeit des Burenkrieges las mein Vater in einer Zeitung ein Gedicht mit dem Titel: «Der Bur und sein Kind», und dieses Gedicht musste es ihm angetan haben. Er lernte es auswendig, und bei zwei oder drei Anlässen trat er im Burenkostüm auf, das Gewehr in der Hand und den aufgekrempelten Hut auf dem Kopf, und selbst beinahe zu Tränen gerührt, schmettete er sein «In Transvaal und in Oranienland, da ist der Krieg um die Freiheit entbrannt» in den Saal hinaus. Ob's wohl daher kommt?

Die Mutter? Spielte auch Theater, wenn's der Vater tat, und übrigens soll sie sehr schön gesungen haben, wie sie mir sagt, und zwar und notabene hat sie als junges Mädchen in der Kirche von Höngg zu Urgrossvaters Zeiten als Vorsängerin gewirkt.

Mutters Lieblingslied war: «Der Mensch soll nicht stolz sein...» Ich hab's schon

Konditorei
Hegetschweiler
Zürich

Konditorei
Hegetschweiler

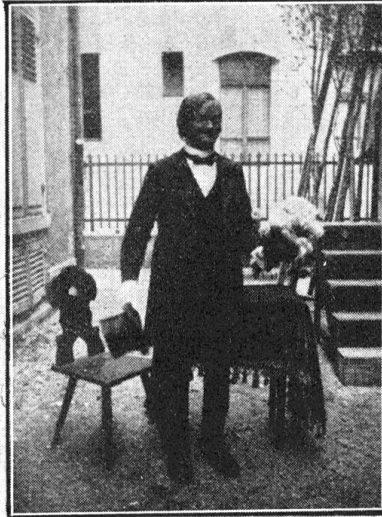


Hegetschweiler als ...

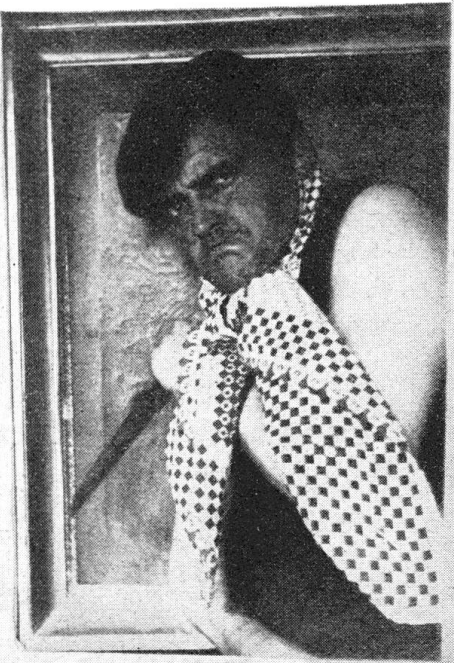
(eine Musterkarte)



Als Herr Temperli
vom Radio Zürich



Als Lehrer Süess in
„Wie's au da gah“



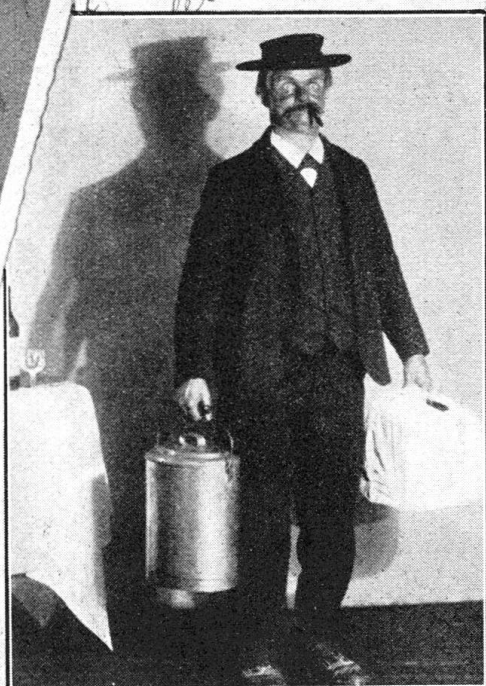
Beim Studium einer
tragischen Rolle



Als Freundin
junger Mädchen



Als Theophil Trümpeler
im „Mündel“



Als Balz Hefti in
„E gfreuti Abrädnig“

Hegetschweiler

Konditorei
Hegetschweiler

Hegetschweiler

Konditorei
Hegetschweiler
Zürich

lange nicht mehr gehört, aber in der Erinnerung, da lebt's noch stark und: «...Gar mancher muss graben tief unter der Erd», tönt es heute noch nach 30 und mehr Jahren in meinen Ohren. Hauptsächlich auch darum, weil ich, statt «tief unter der Erd» immer verstanden habe: «Die Funter der Erd», und wie oft habe ich noch die Mutter gebeten: «Du, Mama, sing mer doch no emal die Funter der Erd!» «Die Funter der Erd» kann doch wohl auf meine Theaterader auch keinen Einfluss gehabt haben?

Der Tanzwüterich

Auf jeden Fall war die humoristische Ader Klein Emils schon entdeckt, als die Vorbereitungen für das Kränzchen des Kindertanzkurses, an dem ich teilnahm, getroffen wurden. «Du, Hegi, du muescht aber au eine bringe am Chränzli!» Und «Hegi» bereitete seinen ersten Vortrag vor, und zwar ein Couplet: «Der Tanzwüterich.»

Oefflers Klavierspielerin kam ins Haus, spielte dem «lieben Emil» das Couplet hundertmal vor, und dann ging's ans Probieren. Mit einem Finger gab mir die Meisterin am Klavier die Melodie an, und ich versuchte mit mehr oder weniger Glück die verschiedenen Töne aufs erste mal zu treffen. Leise liess die Geduldige nach und nach die Begleitung mitspielen und — die grosse Mühe war nicht umsonst gewesen — auf einmal ging's.

Stündlich verfolgte mich der Refrain: «Aaach ich bin ein Tanzwüterich, Tanzwüterich, Tanzwüterich, tanze stets, es ist fürchterlich, est ist fürcht — ter — liich.»

Als Ton und Worte sassen, fing ich an, die nötigen Bewegungen dazu zu machen.

Vor dem grossen Wandspiegel in meinem Kämmerlein wurde die Mimik ausprobiert, und schliesslich hatte ich das Gefühl, dass ich mit meinem Vortrag vor einem grösseren Publikum bestehen könne.

Auf einer Gant hatte ich zur selben Zeit Gelegenheit, einen richtiggehenden «Schappoglagg» zu erstehen, und nun war mein Glück voll, und mit diesem wichtigen Requisit bewaffnet, ging ich mit verhaltener Freude zum «verlängerten Abend» unseres Tanzkurses.

Die Stunde meines ersten Auftretens vor dem Publikum war da. Ich stand, mit meinem «Schappoglagg» bewaffnet, im Gang vor der Türe des grossen Saales zur «Zimmerleuten». Die Begleitung am Flügel spielte einen Tusch, und hundert Augen waren bei meinem Eintritt in den Saal auf mich gerichtet. Ich schnellte den «Schappoglagg» auf, setzte ihn auf meinen Kopf, sang die erste Strophe des Couplets, und beim Refrain hüpfte ich, den nun zusammengedrückten «Schappoglagg» unter dem rechten Arm, im Kreise herum. «Ach ich bin ein Tanzwüterich — Tanzwüterich — Tanzwüterich, tanze stets, est ist fürchterlich — es ist fürcht — ter — liich.»

Der Erfolg war gross. Meine anwesenden Eltern strahlten vor Freude, und wiederholt wurden sie gefragt: «Aber, säget Sie au, Frau Hegetschwiler, woher hät er au das Talent?»

Am Kränzchen des gleichen Kurses musste ich dann in einem Theaterstück mitwirken, bei welchem ich die Rolle eines alten Dienstmädchens zu spielen hatte.

Die theatralischen Erfolge bei diesem Tanzkurs veranlassten mich zum Studium

von weitem Couplets, und der liebenswürdige Musikalienhändler Papa Holzmann half mir dabei, die zügigsten Couplets von Maxstatt zu wählen.

Jede freie Stunde benützte ich zum Neueinstudieren, und in kürzester Zeit hatte ich ein hübsches Repertoire zusammen.

Schräg vis-à-vis von unserem Hause Spiegelgasse Nr. 5 war und existiert heute noch das Restaurant « Zum blauen Himmel ». Ein Oesterreicher namens Hundegger war damals Pächter dieses Wirtshauses, und bei diesem konzertierte fast allabendlich das Musik- und Vokalterzett « D'Wendelstoaner ». Die Frau des Direktors dieser Truppe hatte eine wunderbare Altstimme und spielte die Gitarre dazu, ihr Mann spielte gewandt Violine und sang laut, sobald es notwendig war, und der dritte im Bunde war der Zitterseppel, und alle drei waren ausgerüstet mit dem behördlichen Kunstschein.

Der « blaue Himmel » war das Stammlokal meines Vaters; er hatte sich mit dem Direktor der Truppe, Herrn H. Pfirstinger, befreundet, der ihn animierte, mich Violinstunden nehmen zu lassen. Die Pfirstingers bewohnten, wie man so sagt, ein « Einfamilienzimmer ». Ich richtete es so ein, dass die Stunden immer dann stattfanden, wenn die Frau Pfirstinger hinter dem Vorhang Kaffee kochte. Der Herr Direktor hatte mich ganz in sein Herz geschlossen. Pfirstinger war es auch, der mir den « Othello » verschaffte, mit dem ich damals in der Tonhalle bei einer Abendunterhaltung des Turnvereins Alte Sektion den ersten grossen Publikumerfolg errang.

Es ist verständlich, dass an mich die Frage herantrat, in die Berufsbühne über-

zugehen. Das Problem stellte sich für mich eigentlich erst recht spät, damals, als ich die Lehre in der väterlichen Konditorei beendet hatte. Früher hätte ich nicht gewagt, an so etwas auch nur zu denken. Ich wurde von meinen Eltern nämlich sehr streng erzogen, sie waren wahrscheinlich im geheimen wohl auf meine Erfolge stolz, die sie nichts kosteten, aber alle meine Vorträge musste ich im stillen Kämmerlein vorbereiten. Mein Vater durfte nichts davon hören. Wenn ich mir in seiner Gegenwart den kleinsten Witz erlaubte, hiess es immer : « Bschescht, Emil ! »

Ein dunkler Punkt

In Konflikt bin ich mit meinen Eltern wegen des Theaterspielens nur einmal gekommen. Dieser Konflikt war für mich allerdings entscheidend. Es war, als ich den Entschluss gefasst hatte, endgültig zum Theater zu gehen. Meine Mutter hätte ich schliesslich schon auf meine Seite gebracht, ich wusste es ihr so schön vorzustellen, wie fein es für sie sein müsste, wenn ich einmal als berühmter Schauspieler in Zürich aufträte, sie mit einem Freibillet in der Loge sässe, der Vorhang unter rauschendem Applaus immer und immer wieder in die Höhe gehen würde und sie das Gefühl haben könnte : « Das gilt nun meinem Emil ! » Ich glaube, sie hätte wenig dagegen gehabt; aber als ich dem Vater meinen Entschluss mitteilte, sagte er nur : « Du chascht ja wider durrebrenne. » Das genügte mir. Ich ging nicht zum Theater.

Ja, diese Geschichte mit dem Durchbrennen muss ich noch erzählen. Es war im Anfang meiner Lehrzeit, um Weihnachten herum. Drei Monate lang muss-

ten wir Tag für Tag, von morgens früh bis gegen Mitternacht, in der heissen Backstube arbeiten. Die anstrengendste und langweiligste Arbeit war das Schneiden der Zürcher Honigleckerli. Jedes Stück musste einzeln mit einem Wiegenmesser abgedrückt werden. Die Arbeit war doppelt mühsam in der Backstube, die so schwül war, dass man von Zeit zu Zeit hinaus musste, um Luft zu schnappen, wenn man nicht ersticken wollte. Eines Abends spät war ich auch wieder mit dem Schneiden dieser Leckerli beschäftigt. Ich war immer bestrebt, « Neues » zu schaffen, und so erfand ich an jenem Abend auch eine bequemere Art, diese hartzähen Leckerli zu schneiden. Ich hielt ein grosses Messer auf die Stelle, wo geschnitten werden musste und schlug dann mit einem Buchenscheit auf das Messer, das dann das Leckerli glatt vom Streifen trennte. So war die Sache müheloser — machte aber dafür einen Mordskrach.

Mein Vater war am Nachmittag schon ausgegangen. Ich fand das nicht gerecht. Und als er um 22 Uhr nach Hause kam, da tönte es gleich :

« Wie schnydscht du da die Leckerli ? Mir händ's bis jetzt immer anderst gmacht, jetzt wirscht du wohl nüd öppis Neus yführe welle ? »

« Aber es goht doch so besser ! »

« Und ich wott's nüd ha, dass du die Leckerli so schnydscht. »

Es kochte in mir. Als der Vater wieder droben war, dachte ich : « Ja, pfyfe, ich schnyde sie doch so. »

Aber schon rief es von oben herunter : « Was han ich dir gseit, Emil ? »

« Abah, es isch mir ganz glych, ich

mach es jetzt so, und wenn's dir nüd passt, so lauf ich eifach druus. »

Jetzt kam die Mama gelaufen. « Bis doch ruehig, du weisch ja, wie der Vater isch. »

Aber ich liess mich nicht besänftigen : « Jetzt isch es fertig, jetzt bränn ich durre », rief ich.

« Emil, das tuescht du mir nöd a ! » flehte mich meine Mutter unter Tränen an.

Doch mein Entschluss war gefasst, ich wollte durchbrennen. Die Frage war nur noch wie. In meinem Zimmerchen, das ich mit den Gesellen teilte, wechselte ich die Hosen, legte zwei verschiedenfarbige Westen an, einen Rock, nahm eine Mütze mit und einen Strohhut, meinen Mantel, den Spazierstock und — ein Paar Glacéhandschuhe. Wohl noch zehnmals bewunderte ich mich und mein Tenue im Spiegel, dann schrieb ich den bekannten Brief :

„Liebe Mutter!

**Ich kann nicht anders,
fürchte nichts, verzeihe
mir!
Dein Emil.“**

Durch die Hintertüre schlich ich mich hinaus, die Elsässergasse hinunter, an den Limmatquai. Die Nacht war dunkel, und mir war gar nicht geheuer zumut. Wohin ? Schliesslich entschloss ich mich, ins Restaurant « Kindli » zu gehen, weil dort meine Freunde, die « Wendelstoaner » konzertierten, « Jessas, der Emil, wo kommst denn du noch her so spät ? » wurde ich empfangen. Finster und entschlossen : « Ich bränne durre. » « Aber mach doch koane Gschichten, es wird scho besser wern ! » Ich blieb fest. Da nahm mich der Seppel schliesslich mit, und ich habe bei ihm im gleichen Bett in

seinem engen kleinen Dachkämmerli übernachtet.

Am andern Morgen ging ich ins Hotel « Limmathof » zu Freund Ernst Neidhardt: « Ich bränne durre, säg's der Mamme, dass ich über d'Grenze is Badisch gahne. Aber em Pappe dörfst nüt säge! » Ausführlich erzählte ich dem Ernschtli meine Absichten. Plötzlich ruft ihn der Portier ans Telephon. Ich gehe gleich mit, und schon tönt mir die bekannte Frauenstimme entgegen: « Grüezi, Ernscht — los, Ernscht, weischt du nüd, wo der Emil isch? » Ich stupfe den Ernst: « Bscht, säg nei, du chömmescht grad uff! » Die Stimme der Mama wurde immer weinerlicher. « I ha scho denkt, du wüssischt, dass er nümme da isch. »

Ich wagte nicht, im Hauptbahnhof einzusteigen; ich dachte mir, dass es dort nur so von Detektiven wimmle, die mich abfassen wollten. Ich lief nach Oerlikon und nahm dort ein Billett nach Huentwangen. Allerdings unwillkürlich gleich ein *R e t o u r* billett. Von Huentwangen überquerte ich das ganze Rafzer Feld und schlich bei der Grenzstation Buchenlohe über die Grenze. Und da stand ich mit meinen Glacéhandschuhen allein auf deutschem Boden, stolz und unbehaglich zugleich über meine Tat. Ich war nicht zufällig dort über die Grenze, sondern weil in Dettighofen meine Verwandten wohnten, bei denen ich schon seit vielen Jahren immer meine Ferien zugebracht hatte. Und wirklich, ich hatte kaum die Grenze überschritten, kam mir auch schon der Schneider Griesser von Dettighofen entgegen. Meinen Vettern erzählte ich dann nicht ganz ohne Stolz von meinem Durchbrennen. Aber schon kam auch das bekannte Telegramm:

„Komme zurück!

Deine Eltern.“

« Aber nei », dachte ich, « wege eim Telegramm gahsch nu nig hei. » Am andern Tag kam dann das zweite:

**„Komme sofort zurück,
alles vergeben!**

Deine Eltern.“

Und ich bin heimgefahren. Aber natürlich nicht direkt nach Hause. Ich läutete zuerst meiner Mutter von der Hauptpost aus an, und schon tönte mir ihre verbindliche Stimme entgegen: « Konditorei Hetschwiler. »

« Ich bin's, der Emil. »

« Oh, Emil, so bischt doch cho, chumm schnell hei! »

« Ich chumme, aber nur unter der Bedingig, dass keis Wort über die Sach gredt wird. »

Ich erhielt dieses Versprechen, ich kam heim, und wirklich wurde nie an die Angelegenheit gerührt, bis ich meinem Vater den Entschluss mitteilte, zum Theater zu gehen. Seine Antwort: « Chascht ja wieder durrebrenne » verletzte mich tief, weil er damit sein Wort gebrochen hatte und noch mehr, weil es mich an etwas erinnerte, an das ich nicht erinnert werden wollte. Ich hatte nicht den Schneid, den Schritt auf die Berufsbühne von mir aus zu wagen, ich hatte zu wenig Selbstvertrauen. So wie ich damals ein Dilettantenausreisser gewesen bin, so bin ich auch ein Dilettantenschauspieler geblieben. Und beides aus dem gleichen Grunde.

Heute, nachdem ich mich und das Theater kenne, bedaure ich es eigentlich nicht, dass es so kam, wie es gekommen ist. Ich will nicht behaupten, dass ich in mei-

nem Beruf vollständig aufgehe; aber ich habe ihn gern und bilde mir ein, ein Konditor zu sein, der nicht nur nach Rezept arbeiten lässt, sondern sein Geschäft von Grund auf versteht. Ich glaube nicht, dass meine Konditorei unter der Schauspielerei gelitten hat. Ich bin mir klar bewusst, dass, wenn ich mein Geschäft meiner Kunst wegen vernachlässigen würde, alle Leute, die mir jetzt Beifall klatschen, Steine auf mich werfen würden. Ich werde es nie so weit kommen lassen. Die abschreckenden Beispiele, wie sich angesehene Bürger, wie Gerold Vogel, Hermann Vogel, Louis Handhard, durch ihre Liebhaberei zugrunde gerichtet haben, sind mir zu deutlich vor Augen.

Glänzender Nebenverdienst

Ich weiss, es gibt Leute, die glauben, ich verdiene schon seit Jahren ein Heidegeld mit meinem Theaterspielen und meinen Vorträgen. In Wirklichkeit ist es aber so :

Im Dramatischen Verein Zürich erhielt noch vor zirka 10 Jahren jedes Mitspielende, ob Souffleuse, Statist oder Star, bei jeder Aufführung ein Bon « Gut für ein Schinkenbrot und ein Glas Bier ». Spielte man im « Pfauen », so durfte man den Bon im Restaurant einlösen. Vergass einmal ein Spieler, den Bon bei Bestellung gleich der Kellnerin zu geben, dann bekam er was zu hören und musste froh sein, wenn er überhaupt noch genommen wurde. Dieser Zustand war mir peinlich, und ich freute mich, als ich bei Vorstand und Verein die Idee einer kleinen Bar-entschädigung durchdrücken konnte. Anfänglich gab es als Entschädigung Fr. 3 per Vorstellung, und später Fr. 4. Jetzt werde ich besser entschädigt.

Die Gagen, die man als Solist an Abendunterhaltungen erhält, sind im Verhältnis zu dem, was die Vorbereitungen kosten an Zeit und Geld, auch nicht derart, dass man davon reich werden oder gar leben könnte.

Bestimmt ist es also nicht das Geld, das ich auf der Bühne suche. Was sonst ? Befriedigung der Eitelkeit ? Das Bewusstsein, etwas zu gelten ? Aber wer mich kennt, muss wissen, dass ich eigentlich nicht eitel bin. Ich glaube, dass ich mit gutem Gewissen sagen kann, dass die Befriedigung, die ich auf der Bühne und als Vortragender finde, die ist, andern eine Freude zu machen. Deshalb sind auch von meinen schönsten Erinnerungen die Weihnachtsfeiern im Altersheim Sonnenhof Erlenbach, wo ich mich besonders gern betätige. Wenn ich dort jeweilen nach meinen Vorträgen die freudig erregten, alten Gesichter sehe, kommen mir vor Genugtuung fast die Tränen. Deshalb bin ich auch für jede Ovation, für jedes ehrliche Lob kindlich dankbar, und ich kann mich, wie gesagt, nicht beklagen. Das Publikum war mir gegenüber immer beifallsfreudig. Nur — sobald der Vorhang fällt, kümmern sich die Zuschauer um den Schauspieler nicht mehr. Als ich einmal, ganz im Anfang meiner Komikerlaufbahn, im Männerchor Zürich, nach einem ehrlichen, starken Applaus mich umgezogen hatte und ins gedrängt volle Pavillon zurück unter das Publikum kam, ist mir das besonders schmerzlich aufgefallen. Es war alles überfüllt, nirgends war mehr ein Platz. Kein Mensch hätte gerufen : « Hegi, komm sitz zu eus ! » Ich hatte wohl das Gefühl, dass sich viele gefreut

hätten, wenn ich an ihrem Tische Platz genommen hätte; aber ich bin nicht so, ich bringe es nicht fertig, mich irgendwo einzudrängen, wenn ich nicht dazu aufgefordert werde. So bin ich unter den vielen Menschen, die mich vor kaum einer Viertelstunde mit ihrem Beifall überschütteten, ganz allein gewesen.

Kürzlich war der Dramatische Verein Zürich im Oltener Stadttheater mit Baders Molliere « De Millionär » zu Gast. Frohe Stimmung im Hause — stürmischer Applaus beim Vorhang, und nachher?

Ich gehe als letzter von der Bühne hinunter in die Garderobe, beginne meine verschwitzte Wäsche zu wechseln, mein Gesicht abzuschminken, zu waschen, umzuziehen — ich höre noch vereinzelte Schritte und Stimmen im Haus — und dann — alles still — hinter dem Vorletzten hat die Türe zugeschlagen. — Ich bin allein — eine unbeschreiblich, eigenartige Stimmung.

Ich komme nachher ins Restaurant im Hotel vis-à-vis des Theaters, mit zwei Koffern links, rechts — Köpfe drehen sich nach mir um, man stösst sich, und « Das ischt en jetz » hör' ich leise — und das ist alles.

Ich habe eine einzige Ausnahme von dieser Regel erlebt. Es war nach einer Vorstellung von der « Gfreuti Abräch-nig ». Da kam ein Herr hinter die Bühne,

der mich sprechen wollte. « Ich habe mein Auto draussen, es haben vier oder fünf Personen drin Platz. Kommen Sie nach der Vorstellung, ich führe Sie hin, wo Sie wollen. » Als ich ihn fragte, wie er dazu komme, uns einzuladen, sagte er: « Ihr Spiel hat mir einfach Freude gemacht. » Eine bescheidene Sache, sicher, aber ein Zeichen der Anerkennung, das einem oft fehlt. Ich weiss, dass auch viele Berufsschauspieler bei uns die herzliche, persönliche Anteilnahme vermissen, noch mehr als der Dilettantenschauspieler, für den die Bretter der Bühne eben doch nicht die ganze Welt bedeuten. Hinter meiner Kunst steht immer noch als fester Rückhalt meine Konditorei.

Es scheint, dass mein Sohn meine Neigung zum Theater geerbt hat. Wir sind schon zusammen aufgetreten. Wenn er einmal später zu mir käme, wie ich seinerzeit zu meinem Vater, und sagen würde: « Du, Emil, ich möchti zum Theater », so würde ich ihm sagen: « Guet, wenn du 's Gfüehl häscht, es chönnti öp-pis us der gäh, denn probier's! » In ein oder zwei Jahren müsste er mir dann aber den Beweis seiner Fähigkeit zum Bühnenberuf erbracht haben. Ich würde ihm ein strenger Kritiker sein. Ich weiss warum.

Aber — mein Hansjörg kommt jetzt ja erst in die vierte Klasse.

